

*Laurent
Binet* **DIE SIEBTE
SPRACHFUNKTION**

Roman





Laurent Binet

Die siebte Sprachfunktion

Roman

Aus dem Französischen von Kristian Wachinger

Über dieses Buch

Binets erster Roman «HHhH» gewann 2010 den Prix Goncourt du Premier Roman, und sein neuer Roman «Die siebte Sprachfunktion» gewann 2015 den Prix Interallié und den Prix du Roman Fnac.

Es ist ein Krimi mit Poststrukturalisten.

Paris, Frühjahr 1980: Roland Barthes wird von einem bulgarischen Wäschelieferanten überfahren. Barthes kommt von einem Essen mit dem Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten, François Mitterrand, und trägt ein Manuskript unter dem Arm. Ein Passant, Michel Foucault, wird Zeuge des Unfalls und behauptet, es war Mord.

Der Tod des Autors ist für Kommissar Bayard ein Rätsel. Er mischt sich unter die Poststrukturalisten, besucht Vorlesungen von Foucault und hört Vorträge von Julia Kristeva, Philippe Sollers, Jacques Derrida und anderen. Da er nichts versteht, macht er den jungen Sprachwissenschaftler Simon Herzog zu seinem Assistenten.

Der Roman ist auch ein Gesellschaftsportrait des Frankreichs der achtziger Jahre. Bayard ermittelt unter den Nach-Achtundsechzigern, die er nicht ausstehen kann, diesen linken Nichtsnutzen, die mit Joints und langen Haaren vor der Uni herumlungern und mit lüsternen Professoren, die von sexueller

Freiheit labern und sich unzünftig benehmen, Frankreichs Kultur gefährden.

Das Manuskript, das Barthes bei sich hatte, bleibt spurlos verschwunden. Auch der bulgarische Geheimdienst interessiert sich dafür. Ein bulgarischer Mörder greift Simon Herzog mit einer vergifteten Regenschirmspitze an. Aber im letzten Moment wird Herzog von zwei Japanern gerettet. Sie sind ebenfalls hinter dem Manuskript her. Eine heiße Spur führt zu dem italienischen Semiotiker Umberto Eco. Also bewegt sich der Tross – Kommissar und Assistent, Bulgaren und Japaner, nach Italien. Die Reise geht noch lange weiter, sie führt sogar auf einen amerikanischen Campus, wo Foucault über die Sexualität der Elefanten philosophiert.

Das Manuskript, das alle haben wollen, beschreibt die siebte Sprachfunktion (in Anlehnung an Roman Jakobsons Standardwerk der Linguistik über die sechs Sprachfunktionen). Die siebte Funktion, die Binet Roland Barthes erfinden lässt, gibt Politikern die rhetorischen Mittel an die Hand, öffentliche Rededuelle und damit auch die Wahlen zu gewinnen. Könnte Mitterrand damit an die Macht gelangen?

Vita

Laurent Binet wurde 1972 in Paris geboren und hat in Prag Geschichte studiert. Jetzt lebt er in Paris. Sein erster Roman «HHhH» gewann 2010 den Prix Goncourt du Premier Roman und wurde von der *New York Times* zu den 100 besten Büchern des Jahres 2012 gewählt. «Die siebte Sprachfunktion» war in Frankreich ein großer Bestseller und wurde mit dem Prix Interallié und dem Prix du Roman Fnac ausgezeichnet. Der Roman wird in über 20 Sprachen übersetzt.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «La septième fonction du langage» bei Éditions Grasset & Fasquelle in Paris.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Januar 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«La septième fonction du langage» Copyright © 2015 by Laurent Binet

Umschlaggestaltung Anzinger und Rasp, München

ISBN Taschenbuchausgabe 978-3-499-27221-9 (1. Auflage 2018)

ISBN 978-3-644-05501-8

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Dolmetscher, Interpreten gibt es überall. Jeder spricht seine eigene Sprache, selbst wenn er eine Ahnung von der Sprache des anderen hat. Weit öffnet sich der Raum für seine Taschenspielertricks, und nie sieht er ganz von sich selber ab.

Derrida

Erster Teil

Paris

1

Das Leben ist kein Roman. Möchte man jedenfalls meinen. Roland Barthes kommt die Rue de la Bièvre herauf. Der bedeutendste Homme de lettres des zwanzigsten Jahrhunderts hat allen Grund, zutiefst beklommen zu sein. Seine Mutter ist gestorben, seine Mutter, zu der er ein sehr proustisches Verhältnis hatte. Und sein Seminar am Collège de France über «Die Vorbereitung des Romans» ist danebengegangen, er muss sich sein Versagen eingestehen: Die ganze Zeit hat er seinen Studenten von japanischen Haikus erzählt, von Fotografie, vom Unterschied zwischen Signifikant und Signifikat in der Semiotik, von der Pascal'schen Zerstreuung, von Kellnern, von Morgenmänteln und Hörsaalplätzen – nur nicht vom Roman. Und so geht das nun schon seit drei Jahren. Er weiß natürlich, dass das Seminar eigentlich ein Ausweichmanöver ist, dass er damit nur den Augenblick hinauszögert, wo er endlich ein literarisches Werk beginnen und dem hochsensiblen Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, der in ihm

schlummert und der, nach allgemeiner Meinung, schon erste Knospen getrieben hat in den *Fragmenten einer Sprache der Liebe*, inzwischen ein Kultbuch der unter Fünfundzwanzigjährigen. Von Sainte-Beuve zu Proust – nun ist es an der Zeit, erwachsen zu werden und sich seinen Platz im Pantheon der Schriftsteller zu erobern. Maman ist tot: Seit *Am Nullpunkt der Literatur* ist sein Bündel geschnürt. Jetzt muss es losgehen.

Die Politik, okay, das kommt auch noch. Er ist nicht gerade Maoist geworden nach seiner Chinareise. Und ehrlich gesagt, das erwartet auch niemand von ihm.

Chateaubriand, La Rochefoucauld, Brecht, Racine, Robbe-Grillet, Michelet, Maman – wie ein Heranwachsender eben so liebt.

Ich frage mich, ob sie im Quartier Latin damals auch schon alle in diesen Outdoorklamotten rumliefen.

Noch eine Viertelstunde, und er ist des Todes.

Ich zweifle nicht daran, dass das Essen in der Rue des Blancs-Manteaux geschmeckt hat, man isst gut in diesen Kreisen. In den *Mythen des Alltags* dechiffriert Roland Barthes die heutigen Mythen, die die Bourgeoisie zum eigenen Glorienschein errichtet hat, und mit diesem Buch ist er berühmt geworden; in gewisser Weise verdankt er sein Vermögen also dem Bürgertum. Allerdings dem Kleinbürgertum. Der Großbürger, der dem Volk dienen will, ist ein sehr spezieller Fall und verdient genauere Betrachtung; man sollte einen Aufsatz

darüber schreiben. Heute Abend? Warum nicht gleich? Ach nein, doch lieber vorher noch die Dias sortieren.

Roland Barthes beschleunigt den Schritt und nimmt nichts von seiner Umgebung wahr, er, der doch eigentlich der geborene Beobachter ist, er, dessen Beruf das genaue Hinsehen und das Dechiffrieren ist, er, der sein ganzes Leben damit verbracht hat, den Zeichen auf die Spur zu kommen.

Tatsächlich sieht er weder die Bäume noch das Trottoir, weder die Schaufenster noch die Autos am Boulevard Saint-Germain, den er wie seine Westentasche kennt. Er ist nicht mehr in Japan. Er spürt nichts von der beißenden Kälte. Den Straßenlärm hört er kaum. Es ist sozusagen das Gegenteil des Höhlengleichnisses: Die Welt der Ideen, in der er sich eingeschlossen hat, verdunkelt ihm die wahrnehmbare Welt. Um sich herum sieht er nur Schatten.

Was ich hier herangezogen habe, um die sorgenvolle Haltung von Roland Barthes zu erklären, ist alles historisch belegt, aber ich möchte Ihnen erzählen, was sich tatsächlich zugetragen hat. Dass er an diesem Tag mit seinem Kopf woanders ist, liegt nicht allein am Tod seiner Mutter, auch nicht daran, dass er außerstande ist, einen Roman zu schreiben, und nicht einmal am – wie er erkennt: unrettbar – schwindenden Interesse der jungen Männer für ihn. Ich will nicht behaupten, dass er daran nicht dächte, mit Sicherheit hat er solche Zwangsneurosen. Aber heute ist da noch etwas anderes. Im abwesenden Blick des gedankenverlorenen Mannes könnte der aufmerksame Beobachter den Gemütszustand erkennen, von

dem Barthes glaubte, er sei ihm fremd: Aufregung. Da sind nicht nur die Mutter, die Jungs und das Trugbild des Romans. Da ist auch sie wieder, die *libido sciendi*, der Wissensdurst, und im Gefolge davon der stolze Anspruch, das menschliche Wissen zu revolutionieren, ja vielleicht die Welt zu verändern. Fühlt sich Barthes, als er die Rue des Écoles überquert, wie Einstein beim Nachdenken über die Relativitätstheorie? Sicher ist nur, dass er nicht besonders aufmerksam ist. Keine hundert Meter sind es noch bis zu seinem Büro, da läuft er in einen Lieferwagen. Sein Leib erzeugt den typischen schrecklich dumpfen Laut von Fleisch gegen Karosserieblech und kugelt wie ein Bündel Lumpen über die Fahrbahn. Die Passanten erschrecken. An diesem Nachmittag des 25. Februar 1980 können sie nicht ahnen, was da gerade vor ihren Augen geschehen ist – logisch, denn die Welt weiß es bis heute nicht.

2

Die Semiotik ist ein Taschenspielertrick. Ferdinand de Saussure, der Begründer der Linguistik, hatte als Erster diese Eingebung. In seinen *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* regt er an, sich eine Wissenschaft vorzustellen, «welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht». Nichts weiter. Und die, die sich dieser Aufgabe unterziehen wollen, setzt er auf die Fährte: «Diese würde einen Teil der Sozialpsychologie bilden und infolgedessen einen Teil der allgemeinen Psychologie; wir werden sie Semiotik (von griechisch *sēmeîon*, «Zeichen») nennen. Sie würde uns lehren, worin die Zeichen bestehen und welche Gesetze sie regieren. Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die Semiotik entdecken wird, werden auf die Sprachwissenschaft anwendbar sein, und diese Letztere wird auf diese Weise zu einem ganz bestimmten Gebiet in der Gesamtheit der menschlichen Verhältnisse gehören.» Ich hätte gern, dass Fabrice Luchini uns diese Passage einmal vorliest, mit Betonung, wie er das so gut kann, damit jedermann ihren Sinn oder doch wenigstens ihre Schönheit erfasst. Diese geniale Eingebung, die seinen

Zeitgenossen nahezu unverständlich war (das Seminar fand 1906 statt), hat ein Jahrhundert später nichts von ihrer Wucht, aber auch nichts von ihrer Dunkelheit eingebüßt. Zahlreiche Semiotiker haben seither versucht, klarere und differenziertere Definitionen zu liefern, aber sie haben sich gegenseitig widersprochen (teils ohne es selber zu bemerken), Verwirrung gestiftet und letztlich nur (und auch das nicht wirklich) die Liste der Zeichensysteme verlängert, die von der Sprache nicht erfasst werden: die Verkehrsschilder, die internationalen Schifffahrtszeichen, die Nummerierung der Buslinien und der Hotelzimmer, sie haben sich darangemacht, die militärischen Ränge und die Gebärdensprache zu vervollständigen ... und das ist schon fast alles.

Etwas dürftig angesichts der ursprünglichen Zielsetzung.

So gesehen ist die Semiotik keineswegs eine Erweiterung der Linguistik, sondern scheint sich eher auf die Erforschung grober Modelle von Ursprachen zu beschränken, die weit weniger komplex und insofern sehr viel beschränkter sind als jede beliebige Sprache.

Aber das kann es ja nicht sein.

Es ist kein Zufall, dass Umberto Eco, der Gelehrte aus Bologna, einer der letzten Semiotiker, sich so häufig auf die bahnbrechenden Erfindungen der Menschheitsgeschichte beruft: auf das Rad, den Löffel, das Buch ..., seiner Auffassung nach vollendete Werkzeuge von unübertrefflichem Wirkungsgrad. Tatsächlich deutet alles darauf hin, dass die Semiotik eine der zentralen Erfindungen der

Menschheitsgeschichte ist, eines der schärfsten Instrumente, die der Mensch je geschmiedet hat. Aber wie beim Feuer und bei der Atomkernspaltung weiß man anfangs nicht, wozu das gut ist und wie man sich seiner bedient.

3

Keineswegs ist er in der nächsten Viertelstunde gestorben. Roland Barthes liegt im Rinnstein, regungslos, nur ein heiseres Röcheln kommt aus seinem Leib, und während er bewusstlos wird, wobei seinen Geist vielleicht wirbelnde Haikus, Racine'sche Alexandriner und Pascal'sche Pensées durchzucken, hört er – das ist wohl das Letzte, was er hört, sagt er sich (sagt er sich, ganz sicher) – hört er die Schreie eines Mannes, der völlig außer sich ist: «Err hat sich mirr vorr die Räder geworrfen! Err hat sich mirr vorr die Räder geworrfen.» Woher kommt dieser Akzent? Um ihn herum haben sich, nach dem ersten Schreck, Passanten versammelt, beugen sich über das, was bald sein Leichnam sein wird, und geben ihre Meinungen und Einschätzungen ab:

«Wir müssen den Notarzt rufen.»

«Lohnt nicht, er hat's hinter sich.»

«Err hat sich mirr vorr die Räder geworrfen, Sie sind Zeuge!»

«Der ist übel zugerichtet.»

«Der arme Mann ...»

«Wo gibt's hier eine Telefonzelle? Hat jemand Münzen?»

«Ich hatte keine Chance zu brremesen!»

«Rührt ihn nicht an, wir müssen auf den Notarzt warten.»

«Auf keinen Fall ihn umdrehen.»

«Ich bin Arzt. Er lebt noch.»

«Wir müssen seine Familie verständigen.»

«Der arme Mann.»

«Ich kenne ihn!»

«War es Selbstmord?»

«Wir müssten seine Blutgruppe feststellen.»

«Ein Stammgast. Jeden Morgen trinkt er sein Glas Wein bei mir.»

«Er wird nicht mehr kommen.»

«Ist er betrunken?»

«Er riecht nach Alkohol.»

«Einen kleinen Weißwein am Tresen, jeden Morgen, seit Jahren.»

«So kriegen wir seine Blutgruppe nicht raus.»

«Err hat die Straße überquert und nicht aufgepasst.»

«Der Fahrer hat sein Fahrzeug jederzeit unter Kontrolle zu haben, so steht es im Gesetz.»

«Ganz ruhig, Alter, Sie sind doch gut versichert.»

«Das geht auf den Schadenfreiheitsrabatt.»

«Rührt ihn nicht an!»

«Ich bin Arzt!»

«Ich auch.»

«Dann kümmern Sie sich um ihn. Ich gehe Hilfe holen.»

«Ich muss die Warre auslieferrn ...»

Die Mehrzahl der Weltsprachen verwenden das apico-alveolare R, auch Zungen-R genannt, im Gegensatz zum Französischen, das seit ungefähr dreihundert Jahren das dorso-velare R angenommen hat. Weder im Deutschen noch im

Englischen wird das R gerollt. Italienisch und spanisch klingt es auch nicht. Portugiesisch vielleicht? Ein bisschen guttural klingt es wohl, aber die Aussprache ist nicht nasal und singend genug, im Gegenteil, es klingt ziemlich monoton, sodass sich die Modulationen der Panik nur schwer erkennen lassen.

Vielleicht ist es Russisch.

4

Wie konnte die Semiotik, die beinahe nur ein kümmerlicher Seitentrieb der Linguistik zur Analyse der ärmlichsten und simpelsten Sprachen geblieben wäre, die Sprengkraft einer Neutronenbombe entwickeln?

Durch einen Eingriff, an dem Barthes nicht ganz unbeteiligt ist.

In ihren Anfängen widmete sich die Semiotik der Erforschung von nichtsprachlichen Kommunikationssystemen. Saussure selbst sagte seinen Studenten: «Die Sprache ist ein System von Zeichen, die Ideen ausdrücken, und insofern der Schrift, dem Taubstummenalphabet, symbolischen Riten, Höflichkeitsformen, militärischen Signalen und so weiter vergleichbar. Nur ist sie das wichtigste dieser Systeme.» Das stimmt natürlich, aber nur insoweit, wie es die Beschreibung von Zeichensystemen auf solche beschränkt, die ausdrücklich und absichtsvoll auf Kommunikation ausgerichtet sind. Der belgische Semiotiker Eric Buyssens definiert die Semiotik als «das Studium der Kommunikationsvorgänge, das heißt der Mittel, die eingesetzt werden, um den anderen zu beeinflussen, und die der, den man beeinflussen möchte, als solche anerkennt».

Barthes' Geniestreich nun ist es, sich nicht auf die Kommunikationssysteme zu beschränken, sondern sein

Arbeitsfeld auf die Bedeutungssysteme auszuweiten. Hat man einmal von der Sprache gekostet, so wird einem jedes andere Zeichensystem rasch langweilig: Verkehrsschilder oder Militärsignale zu studieren, ist für einen Linguisten ungefähr so inspirierend wie Tarock oder Rommé für einen Schach- oder Pokerspieler. Umberto Eco würde sagen: Zum Kommunizieren ist Sprache einfach perfekt – besser geht's nicht. Und doch: Die Sprache sagt nicht alles. Der Körper spricht, die Dinge sprechen, die Geschichte spricht, Einzel- und Kollektivschicksale sprechen, Leben und Tod sprechen zu uns auf tausenderlei Weise. Der Mensch ist eine Übersetzungsmaschine, und wenn er auch nur ein Fünkchen Einbildungskraft hat, sieht er überall Zeichen: in der Farbe des Mantels seiner Frau, in den Kratzern an seiner Autotür, in den Kochgewohnheiten der Wohnungsnachbarn, in Frankreichs monatlichen Arbeitslosenzahlen, in der bananigen Note des neuen Beaujolais (es ist immer Banane, seltener Himbeere; keiner weiß, warum, aber es gibt sicher eine Erklärung, und die ist semiotisch), im stolzen und geschwungenen Schritt einer Schwarzen vor ihm im Metro-Gang, in der Angewohnheit seines Kollegen im Büro, die beiden oberen Hemdknöpfe offen zu lassen, im Gehabe des Torschützen, seinen Erfolg zu feiern, in der Art und Weise seiner Partnerin, mit einem Schrei den Orgasmus zu signalisieren, im skandinavischen Möbeldesign, im Logo des Hauptsponsors eines Tennisturniers, in der Musik zum Vor- oder Abspann eines Films, in der Architektur, in der Malerei, in der Kochkunst, in der Mode, in der Werbung, in der

Inneneinrichtung, in den abendländischen Vorstellungen von Mann und Frau, Liebe und Tod, Himmel und Erde und so weiter. Nach Barthes bedürfen diese Zeichen gar keiner Signalfunktion mehr: Sie sind Indizien geworden. Eine entscheidende Wandlung. Sie sind überall. Von nun an hat die Semiotik das Zeug, die große weite Welt zu erobern.

5

Kommissar Bayard wird in der Notaufnahme der Pitié-Salpêtrière vorstellig und lässt sich die Zimmernummer von Roland Barthes nennen. Folgende Informationen umfasst seine Akte: Am Montagnachmittag wurde ein vierundsechzigjähriger Mann beim Überqueren der Rue des Écoles am Fußgängerübergang vom Lieferwagen einer Wäscherei überfahren. Der Fahrer des Lieferwagens, ein gewisser Yvan Delahov, Nationalität: Bulgare, war leicht alkoholisiert, 0,6 Promille bei zulässigen 0,8. Räumte ein, dass er mit seiner Liefertour verspätet war, erklärte aber, höchstens 60 km/h gefahren zu sein. Der Verunfallte war bewusstlos, hatte keine Papiere bei sich, als die Sanitäter kamen, aber ein Kollege, ein gewisser Michel Foucault, Professor am Collège de France und Schriftsteller, identifizierte ihn. Die Überprüfung ergab, dass es sich tatsächlich um Roland Barthes handelt, auch er Professor am Collège de France und Schriftsteller.

Nichts in der Akte rechtfertigte zunächst die Entsendung eines Ermittlers und erst recht nicht eines Kriminalkommissars. Dass Jacques Bayard trotzdem gekommen ist, verdankt sich einem Zufall: Als Roland Barthes am 25. Februar 1980 überfahren wurde, kam er gerade von einem Mittagessen mit François Mitterrand in der Rue des Blancs-Manteaux.

Auf den ersten Blick gibt es keine Verbindung zwischen dem Mittagessen und dem Unfall, so wenig wie zwischen dem sozialistischen Kandidaten für die Präsidentschaftswahl, die im Jahr darauf stattfinden soll, und dem bulgarischen Wäschereiangestellten, aber es liegt im Wesen des polizeilichen Nachrichtendienstes, sich aller Nachrichten zu bedienen, und am Vorabend des Wahlkampfes natürlich vor allem solcher, die François Mitterrand betreffen. Dabei hat Michel Rocard viel bessere Werte (Sofres-Umfrage im Januar 1980: «Wer ist der bessere Kandidat für die Sozialisten?» Mitterrand 20 %, Rocard 55 %), aber man vermutet da oben wohl, dass er es nicht wagen wird, den Rubikon zu überschreiten: Die Sozialisten glauben an Erbhöfe und haben Mitterrand erneut an die Spitze ihrer Partei gewählt. Sechs Jahre liegt es nun schon zurück, dass er mit 49,19 % gegen 50,81 % beinahe Giscard d'Estaing überholt hätte – so klein war der Vorsprung seit der Einführung der Direktwahl des Präsidenten noch nie gewesen. Nun ist es nicht mehr auszuschließen, dass erstmals in der Geschichte der Fünften Republik ein linker Präsident gewählt wird, und deshalb hat der Polizeiliche Nachrichtendienst eilends einen Ermittler geschickt. Die Aufgabe von Jacques Bayard besteht zunächst darin, zu überprüfen, ob Barthes vielleicht bei Mitterrand zu viel getrunken oder ob er etwa an einer Sodomazo-Orgie mit Hunden teilgenommen hat. Es gab in den vergangenen Jahren kaum Skandale um den Sozialistenführer, er scheint sich anständig zu benehmen. Vergessen ist die vorgetäuschte Entführung im Jardin de l'Observatoire. Über

den Francisque-Orden und sein Überlaufen zum Vichy-Regime wird geschwiegen. Etwas Neues muss her. Offiziell wird Jacques Bayard beauftragt, den Unfallhergang zu rekonstruieren, aber was man von ihm erwartet, bedarf in Wahrheit keiner näheren Erläuterung: Er soll herausfinden, ob es irgendetwas gibt, das die Glaubwürdigkeit des sozialistischen Kandidaten in Frage stellt, indem er ihn genau observiert und ihm gegebenenfalls etwas Schmutziges anhängt.

Als Jacques Bayard zum Krankenzimmer kommt, ist da eine lange Schlange auf dem Flur. Alle warten darauf, dem Unfallopfer einen Besuch abstaten zu dürfen. Gut gekleidete Alte und schlecht gekleidete Junge und umgekehrt, sehr verschieden im Stil, lange Haare, kurze Haare, Maghreb-Gestalten, mehr Männer als Frauen. Während sie warten, bis sie an der Reihe sind, reden sie laut miteinander, beschimpfen sich, lesen, rauchen. Bayard, der noch nicht begriffen hat, wie berühmt Barthes ist, wird sich gefragt haben, was das denn für ein Sauhaufen ist. Er nutzt sein Privileg, zieht an der Schlange vorbei, sagt «Polizei» und betritt das Zimmer.

Jacques Bayard konstatiert: ungewöhnlich weit hochgefahrenes Bett, Patient intubiert, Blutergüsse im Gesicht, trauriger Blick. Vier weitere Personen sind im Raum: der kleine Bruder, der Verleger, der Schüler und eine Art arabischer Prinz, sehr schick. Dieser arabische Prinz ist Youssef, ein gemeinsamer Freund vom Meister und vom Schüler, Jean-Louis, den der Meister für den herausragendsten unter seinen Studenten hält, jedenfalls hat er zu ihm auch die größte

Zuneigung. Jean-Louis und Youssef bewohnen gemeinsam eine Wohnung im 13. Arrondissement, in der sie Abendgesellschaften veranstalten, die das Leben von Barthes bereichern. Er trifft dort eine Menge Leute, Studenten, Schauspielerinnen, bekannte Persönlichkeiten, oft André Téchiné, manchmal Isabelle Adjani und immer einen Schwarm junger Intellektueller. Doch jetzt gerade interessiert sich Kommissar Bayard nicht für solche Details; seine Aufgabe ist ja nur, den Unfallhergang zu rekonstruieren. Als er in die Klinik eingeliefert wurde, hatte Barthes wieder das Bewusstsein erlangt. Zu den Herbeigeeilten sagte er nur: «Was für eine Dummheit! Was für eine Dummheit!» Trotz vielfacher Prellungen und mehrerer Rippenbrüche wirkte sein Zustand nicht allzu beunruhigend. Doch Barthes hat, wie sein kleiner Bruder mitteilt, «eine Achillesferse: seine Lunge». In seiner Jugend hatte er Tuberkulose, und er ist ein starker Zigarrenraucher. Daraus folgt eine chronische Atemschwäche, die ihn diese Nacht einholt. Er hat Erstickungsanfälle, man muss ihn intubieren. Als Bayard hereinkommt, ist Barthes bei Bewusstsein, kann aber nicht sprechen.

Vorsichtig spricht Bayard ihn an. Er werde ihm nun ein paar Fragen stellen, als Antwort genüge ein Nicken oder leichtes Kopfschütteln. Barthes blickt ihn mit seinen traurigen Hundedaugen an. Er nickt schwach.

«Sie waren auf dem Weg zu Ihrer Arbeitsstätte, als Sie in das Fahrzeug liefen, nicht wahr?» Barthes nickt. «War das Fahrzeug schnell?» Barthes dreht den Kopf zur einen Seite,

dann zur anderen, und Bayard versteht, dass er sagen will, er habe keine Ahnung. «Waren Sie abgelenkt?» Ja. «Hing Ihre Unaufmerksamkeit mit dem Mittagessen zusammen?» Nein. «Mit der Vorbereitung Ihrer Vorlesung?» Nach einer Pause: ja. «Sie trafen beim Mittagessen François Mitterrand?» Ja. «Ereignete sich bei diesem Essen etwas Besonderes oder etwas Ungewöhnliches?» Nach einer Pause: nein. «Hatten Sie Alkohol getrunken?» Ja. «Viel?» Nein. «Ein Glas?» Ja. «Zwei Gläser?» Ja. «Drei Gläser?» Nach einer Pause: ja. «Vier Gläser?» Nein. «Hatten Sie Ihren Ausweis bei sich, als der Unfall geschah?» Ja. Pause. «Sind Sie sicher?» Ja. «Sie hatten keinen Ausweis dabei, als man Sie fand. Kann es sein, dass Sie ihn irgendwo liegengelassen haben, zu Hause oder woanders?» Längere Pause. Barthes' Blick scheint sich mit neuer Intensität zu beleben. Er schüttelt den Kopf. «Erinnern Sie sich, ob jemand Sie angefasst hat, als Sie am Boden lagen und bevor der Sanitätsdienst kam?» Barthes wirkt, als höre oder verstehe er die Frage nicht. Er schüttelt den Kopf. «Nein, Sie erinnern sich nicht?» Noch eine Pause, doch diesmal glaubt Bayard den Gesichtsausdruck zu verstehen: Er wirkt ungläubig. Barthes schüttelt den Kopf. «War Geld in Ihrer Brieftasche?» Barthes' Augen fixieren seinen Gesprächspartner. «Monsieur Barthes, hören Sie mich? Hatten Sie Geld bei sich?» Nein. «Hatten Sie irgendwelche Wertgegenstände bei sich?» Keine Antwort. Der Blick ist so starr, dass man, wäre da in den Tiefen der Augen nicht eine seltsame Glut, meinen möchte, Barthes sei tot. «Monsieur Barthes? Trugen Sie irgendetwas Wertvolles bei

Simon begreift, dass er von keiner höheren Instanz Hilfe zu erwarten hat. Er spürt, dass der Autor des Romans, wenn es ihn denn gibt, nicht auf seiner Seite ist.

Sein Henker ist nur wenig älter als die Brigadisten. Doch kurz bevor er den Abzug drückt, sagt Simon zu ihm: «Ich weiß, dass du ein Ehrenmann bist.» Der Camorrista hält mit seiner Bewegung inne und bittet Bianca, ihm das zu übersetzen. «*Isse a ritto cà sin'omm d'onore.*»

Nein, es wird kein Wunder geschehen. Aber Roman hin, Roman her, man soll nicht sagen können, er hätte nicht alles versucht. Simon glaubt nicht ans ewige Leben, glaubt nicht, dass er hienieden eine Aufgabe hat, ganz im Gegenteil, er glaubt, dass nichts vorausbestimmt ist, und selbst wenn er einem sadistischen und launischen Autor in die Hände gefallen wäre, so wäre sein Schicksal doch noch nicht besiegelt.

Noch nicht.

Mit dem hypothetischen Autor muss man es halten wie mit Gott: Immer so tun, als gäbe es Gott nicht, denn wenn es Gott gibt, ist er bestenfalls ein schlechter Autor, der es nicht verdient hat, dass man ihn achtet oder ihm gar gehorcht. Es ist nie zu spät für den Versuch, in den Lauf der Geschichte einzugreifen. Wenn es der Zufall will, hat der vermutete Autor sich noch nicht entschieden. Wenn es der Zufall will, liegt der Ausgang in den Händen seiner Figur, und die Figur bin ich.

Ich bin Simon Herzog. Ich bin der Held meiner eigenen Geschichte.

Der Camorrista dreht sich zu Simon, als der sagt: «Dein Vater hat gegen die Faschisten gekämpft. Er war ein Partisane. Er hat sein Leben für Gerechtigkeit und Freiheit aufs Spiel gesetzt.» Die beiden Männer wenden sich zu Bianca, die das ins Neapolitanische übersetzt: *«Pateto eta nu partiggiano cà a fatt'a guerra 'a Mussolini e Hitler. A commattuto p''a giustizia e 'a libbertà.»*

Der korrupte Achtbare wird ungeduldig, aber der Camorrista bedeutet ihm, er soll still sein. Der Achtbare befiehlt dem zweiten Helfer, Simon hinzurichten, aber der Mann mit dem Gewehr sagt: *«Aspett'»*. Offenkundig ist der mit dem Gewehr der Chef. Und der will wissen, woher Simon seinen Vater kennt.

In Wirklichkeit ist es nur eine geglückte Vermutung: Simon hat die Bauart des Gewehrs erkannt, ein Mauser, die Waffe der deutschen Scharfschützen. (Simon ist immer neugierig gewesen auf Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg.) Daraus hat er die Vermutung abgeleitet, der junge Mann könnte das Gewehr von seinem Vater geerbt haben, und davon ausgehend, gab es zwei Möglichkeiten: entweder sein Vater hatte das Gewehr mitgenommen, nachdem er mit dem italienischen Heer an der Seite der Wehrmacht gekämpft hatte, oder er hätte, genau andersherum, als Partisane gegen sie gekämpft und die Waffe einem toten deutschen Soldaten abgenommen. Da ihm die erstere Annahme nicht hätte nützlich sein können, hat er auf die zweite gesetzt. Aber er wird sich hüten, die Einzelheiten seiner Überlegung preiszugeben, und sagt, an Bianca gerichtet: «Ich weiß auch, dass du Angehörige beim Erdbeben verloren

hast.» Bianca übersetzt: «*Isse sape ca è perzo à coccheruno int'o terremoto ...*»

Der achtbare Beleibte stampft auf: «*Basta! Spara mò!*»

Aber der Camorrista, *o zi*, «der Onkel», wie «Il Sistema» seine beiden Helfer für die Drecksarbeit nennt, hört Simon aufmerksam zu, wie er ihm erläutert, was für eine Rolle der Mann, den zu beschützen hier seine Aufgabe ist, beim *terremoto* gespielt hat, das seine Familie getroffen hat.

Der Achtbare protestiert: «*Nun è over'!*»

Doch der junge «Onkel» weiß, was wahr ist.

Simon fragt naiv: «Dieser Mann hat Angehörige von dir umgebracht. Spielt Rache bei euch eine Rolle?»

Bianca: «*Chisto a acciso e parienti tuoje. Nun te miette scuorno e ll'aiuta?*»

Wie konnte Simon ahnen, dass der junge «Onkel» Angehörige beim *terremoto* verloren hatte? Und woher wusste er, dass er, ohne handgreifliche Beweise, es einleuchtend fand, dass der Achtbare dafür verantwortlich gemacht werden könnte? In seiner analytischen Paranoia möchte Simon das nicht preisgeben. Er will nicht, dass der Autor, wenn es denn hier einen Autor gibt, versteht, wie er das geschafft hat. Man soll nicht sagen können, dass irgendjemand in ihm wie in einem offenen Buch lesen kann.

Jedenfalls ist er völlig damit beschäftigt, seine Ansprache auszufeilen: «Menschen, die du liebtest, sind verschüttete Tote.»

Das braucht Bianca nicht mehr zu übersetzen. Und Simon braucht nicht mehr zu sprechen.

Bleich wie der Schlamm des Vulkankraters, dreht sich der junge Mann mit dem Gewehr zu dem Achtbaren.

Er schlägt ihm mit dem Gewehrkolben ins Gesicht und stößt ihn nach hinten.

Der korrupte achtbare Beleibte und nicht Ungebildete schwankt und fällt in die brodelnde Schlammpfütze. «*La fangaia*», murmelt Bianca und starrt gebannt hin.

Während sein Körper noch einen Moment an der Oberfläche dümpelt und dabei schreckliche Geräusche von sich gibt, bevor ihn der Vulkan verschlingt, kann er gerade noch Simons Stimme vernehmen, der ihm, fahl wie der Tod, zuruft: «Siehst du, die Zunge hättest du mir abschneiden müssen.»

Und ewig steigen die Schwefeldämpfe aus den Eingeweiden der Erde, steigen zum Himmel auf und verpesten die Atmosphäre.